

Josef Brustmann · Jeder ist wer

**Allitera Verlag**



Josef Brustmann

# Jeder ist wer

Menschen  
wege  
in  
Herz  
gegenden

Allitera Verlag

Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München  
© 2023 Buch&media GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Dominik Brustmann  
Umschlagvorderseite: Josef Brustmann © Monika Schuh-Wibmer  
Layout und Satz: Johanna Conrad  
Gesetzt aus der Alte Haas Grotesk und der Sabon LT  
Printed in Europe  
ISBN print 978-3-96233-400-0  
ISBN epub 978-3-96233-401-7  
ISBN PDF 978-3-96233-402-4

Allitera Verlag  
Merianstraße 24 · 80637 München  
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf [www.allitera.de](http://www.allitera.de)  
Kontakt und Bestellungen unter [info@allitera.de](mailto:info@allitera.de)

*»Schon die Wagenfahrt durch den verglasten,  
harten Herbstnachmittag und das naive Land war  
so schön ... Und das war Böhmen, das ich kannte,  
hügelig wie leichte Musik und auf einmal wieder eben  
hinter seinen Apfelbäumen, flach ohne viel Horizont  
und eingeteilt durch die Äcker und Baumreihen  
wie ein Volkslied von Refrain zu Refrain.«*

Rainer Maria Rilke

## PROLOG

Für seinen Arbeitgeber und Mäzen Friedrich Wilhelm III. untersuchte der Wissenschaftler und professionelle Herumtreiber Alexander von Humboldt die Blätter eines Eichenbaumes auch ihrer Form halber. Trotz gewissenhaftester, geduldigster Suche gelang es ihm nicht, zwei in Form und Größe identische Blätter an einem einzelnen Baum ausfindig zu machen. So auch wir Blättermenschen an unseren anverwandten Stammbäumen. Jeder von uns, ausnahmslos, ein solchermaßen einzigartig beschriebenes Blatt.

Und aber wie unvorstellbar, unbegreiflich und verstörend, dass jeder von uns so eigenartigst erschaffenen Menschen trotzdem an seinem Ende untergemäht wird unter gleichförmigstes Todesheu und zurückverwandelt in die allergemeinsten Stäublein, Sandkörner und Erdkrumen. Welch gigantischer Verschwendungsakt der Natur.

## WEITER WEISS ICH NICHT ZURÜCK



*Mein Großvater Alois Brustmann sen.,  
»Kürschner-Bauer« in Kodau/Südmähren*

Mit der Schrotflinte habe er wohl Nüsse vom Baum schlagen wollen, so die kirchen- und dorfgefällige Version von des Kürschner-Bauern Tod, der der Vater meines Vaters war. Als fescher Junggeselle, Hagestolz und gut gekleideter Oberkellner in einem großen Brünner Café arbeitend, hatte er erst spät in das »Sach« der schon etwas altjüngferlichen Mathilde Wozulek eingehiratet. Meiner Großmutter Mathilde waren in eineinhalb Jahren fünf Brüder an Diphtherie weggestorben. Sie war die Einzige noch am Hof, überschwer mit Trauer und der Verantwortung beladen, das eigene Geschlecht und den ihr zugefallenen Hof nicht aussterben zu lassen; die ihr noch verbliebene Schwester war schon »drüber«. Mit zweiundvierzig Jahren suchte sie auf den letzten Drücker noch einen Mann und vor allem Kindsvater und machte damit meinen Großvater Alois Brustmann im Jahr 1908 zum angesehenen Kürschner-Bauern, machte ihn zum Mitbesitzer des größten Hofes am Ort, des »Kürschner-Hofes«, von dem man stolz zwei- oder gar vierspännig zum Markt oder zum Kirchweihfest in die umliegenden Dörfer fuhr. Meine Großeltern lebten



*Kodau*

in Kodau, einem kleinen Ort in der tschechischen Markgrafschaft Mähren nahe der Stadt Brünn, in etwa zwischen Wien und Prag. Das Dörflein lag friedlich in einem Flusstal, an den Nordabfall des Berges Kadovská Hora angelehnt.

Eine Zweck- und Vernunft Ehe wird sie wohl gewesen sein, die Ehe von Mathilde und Alois. Unglücklich beide, aber doch auch unbewusst dem ewig-alten Drange, der ewig-alten Lust oder Pflicht nachkommend, sich selbst, seine Art und sein Geschlecht an eine unbestimmte Menschenerdenzukunft weiterzugeben. Im Übrigen: Schon sieben Kinder waren sie gewesen bei Mathilde und sieben bei Alois. Mit einem späten Sohn hielten sie das Familienflämmchen gerade noch am Leben, und so oft legte sich mein Vater später auf meine Mutter, bis die Sieben als Kinderzahl wieder aufgefüllt war und die alte Ordnung wieder seine Ordnung hatte. Sieben Kinder hatte dann auch einer meiner Brüder und sieben Kinder auch eine meiner Nichten. So wandert diese heilige Zahl beständig durch unser Geschlecht und gibt sich unbedingt recht.

Mitten ins Herz soll er gezielt haben, der Kürschner-Bauer, mitten ins eigene, unglückliche Liebeskummerherz, und hatte sich aber doch auch noch mit



einem leibhaftigen Sohn der Welt geschenkt und verpflichtet und sich so bis heute erinnerbar gemacht.

Am Grab des Kürschner-Bauern wird mein Vater als Dreizehnjähriger neben Mathilde gestanden haben in seinem guten schwarzen Anzug, schon früh das Erbe als Jungbauer antretend, als neuer »Kürschner-Bauer« dem Vater erschrocken, ratlos und verzweifelt nachtrauernd zwar, aber gehalten doch auch von tiefer, tiefster Mutterliebe.

Was mein Vater über seinen Vater zu erzählen wusste, war nur wenig, waren wenige späte Blätter, zur Erde hinabsegelnd vom Baum. Dass er mit dem Vater vergnüglich oft Verwandte besucht habe, dieser aber nicht gerne Bauer gewesen sei, seinen Pflichten nur unwillig oder gar nicht hinterherkam und einen Apfel habe schälen können in einem Atemzug, ohne das Messer abzusetzen und die



*Mein Vater Alois Brustmann jr.  
mit dreizehn Jahren*

Apfelhautspirale abreißen zu lassen und man diese schöne Girlande am Ende wieder zu einem Apfel zusammenfügen konnte. Und mit ihm zum Markt fahren, das gepflückte Obst, das geerntete Gemüse feilbietend, dort mit den Menschen lustig sein, aber auch geschickt mit ihnen verhandeln. Sehr viel mehr Erinnerung an seinen Vater war ihm nicht geblieben oder war durch Schmerz, Trauer und Verlassensein mit zu Grabe getragen worden. Sechs Jahre Volksschule – mehr Zeit hatte mein Vater nicht fürs kleine Einmaleins, für geistige Nahrungsaufnahme und weltöffnende Bildung, dann war er bereits Herr in Haus und Hof und bald schon stand er als Soldat im Feld und schnappte der gefräßige Krieg nach ihm.

Als mein Vater 1948 aus dem Krieg zurückkam, als Krieg und Heimat verloren und verspielt waren, war seine Frau bereits mit drei kleinen Kindern und der Schwiegermutter Mathilde nach Oberbayern zwangsexiliert worden. Nur kurz vor seiner Rückkehr war seine heißgeliebte Mutter Mathilde gestorben. Von einem bayerischen Landdokter war sie mit einer Spritze »kaltgemacht worden«. Herzspritze sagten die Leute damals dazu, denn das Hinmorden von Lebensüberflüssigem war gut eingeübt und gelang kurz nach dem Krieg noch ohne große Skrupel.

Schon für die Beerdigung seines erstgeborenen Sohns Günther, meines ältesten Bruders, hatte mein Vater keinen Fronturlaub bekommen.

Nie hat mein Vater geklagt über sein brutales Lebensschicksal, das ihm härteste Entbehrung von Familienglück und Leibeswohl auferlegte und ihn acht überlange Jahre in Angst und Not hielt, ihm Heimat, Haus und Hof mitsamt Äckern und Getier fortspülte. Nie hat er geklagt – gelitten und getrauert sicher, insgeheim.

Schon seine Einberufung zum Militär glich einem absurden Theaterstück, diesen Tag, den 25. September 1939, sollte mein Vater nie mehr vergessen.

Es war gerade »Kirta« gewesen, Kirchweih, eines der schönsten und größten Feste auf dem Land. Da wurde drei Tage am Stück nur gefeiert, getanzt und gesungen. Alle jungen Frauen und Männer in Kodau hatten sich an diesem Abend vor dem Gasthaus »Zur blauen Traube« auf dem bretterbeschlagenen Tanzplatz eingefunden, als ein hoher militärischer Funktionär um Aufmerksamkeit und Ruhe bat, was ihm nur schwer gelang, und achtundzwanzig junge Männer des Vierhundertseelendörfleins kurzerhand vom Tanzplatz weg zum Militär einzog. Die Stimmung war dahin, viele der Mädchen weinten. Nur wenige Monate zuvor hatte mein Vater meine Mutter geheiratet.

Im Krieg kam mein Vater viel herum. Zunächst war er durch Hitlers »Annektion« des Sudetenlandes plötzlich ein deutscher Soldat geworden und für längere Zeit im österreichischen Hollabrunn stationiert. Da er gut reiten konnte, war er immer mit von Pferden gezogenen Artilleriegeschützen zugange. Das



*Mein Vater Alois Brustmann jr. in tschechischer Uniform*

war sein großes Glück, so musste er nie an allervorderster Front kämpfen. Österreich, Italien, Jugoslawien, aus diesen Ländern schickte er zu Beginn des Krieges Postkarten an seine Frau mit Landschafts- und Städtebeschreibungen eines Touristen. In Jugoslawien, das durch Titos Partisanen zu einem brandheißen Pflaster für deutsche Soldaten geworden war, geriet mein Vater in Gefangenschaft. Dass er, als seine Kompanie unter schweren Partisanenbeschuss

geriet, schnurstracks die Zügel der Zugpferde durchtrennte, um deren Überleben zu sichern und erst dann selbst in Deckung ging, sagt viel aus über sein Verhältnis zu Pferd und Tier.

Die Schilderung seiner allerletzten Kriegsetappe, seiner Heimkehr zu der nach Bayern ausgewiesenen Familie drei Jahre nach Kriegsende, hat mir immer gefallen: Ankunft mit dem Soldatentransport in Traunstein. Vor ihm lag der Fußweg nach Teisendorf, hin zum Einödhof des Feldl-Bauern. Dieser war als Einziger bereit gewesen, meine Mutter mitsamt ihrer Schwiegermutter Mathilde und den drei kleinen Kindern aufzunehmen.

Mein Vater ging zu Fuß eine gute Wegstunde, als Kriegsverlierer, als Heimatverlorener. Um nicht mit gänzlich leeren Händen heimzukommen, kaufte er in Traunstein, gerade eben dem Soldatentransport entstieg, von seinem winzigen Soldatensold, da hatte er acht Jahre einen verdammt schlechten Stundenlohn, in einem kleinen Laden eine Perpendikeluhr der Marke Kienzle. Er trug die Uhr im Rucksack. Spirale und Klangstäbe des Uhrwerks hätten beim Gehen aufeinandergeschlagen und ihn mit dieser zarten Begleitmusik ganz unwirklich heiter gestimmt. Sie hätte so schön »geglinselt« im Rucksack, die Uhr, so seine sprachmusikalische Beschreibung. Einer, der seine besten und wertvollsten Jahre und auch sonst alles verloren hatte, freute sich über das »Geglinsel« seiner Heimkehreruhr wie ein Hans im Glück. Ich hörte ihn diese Geschichte gern erzählen. Er war ein sensibler, feiner Mensch, mein Vater.

## MEIN GROSSVATER JOSEF HUBER

Mein Großvater Josef Huber war der Sohn von Bauern. Schon mit drei Jahren starb ihm die Mutter, mit zehn der Vater. Als Vollwaise bekam er daraufhin einen amtlich bestellten Vormund. Dass mein Großvater trotz dieser traurigen Lebensgeschichte zum Singen, Geigen- und Klarinettenspiel fand, verwundert, als alleiniger Hoferbe mag er in einer privilegierten Position gewesen sein. Ein Erzählungsbild, das sich von ihm erhalten hat: Ein kleiner Zug von Soldaten durchs Dorf ziehend; jedem dieser Soldaten ließ mein Großvater vom Metzger einen Kranz Wurst um den Hals hängen, mit der Bitte, im Nachbardorf am Grab seiner Mutter ein Ständchen zu singen. In diesem Bild schien alles damals schon zusammengefasst: die Verschwendungssucht, die Zuneigung zum Lied und das sehnsuchtsvoll Suchende nach der Mutter.

Als er meine Großmutter Maria Denk heiratete, war er der Traurigkeit und Trunksucht schon so ergeben, dass die Vormundschaft direkt auf meine Großmutter übertragen wurde. Die Ehe war ein Unglück. Zu Hause nicht zu Hause, war er immer auf der Flucht. Die tief in den mährischen Sand grabenen, schön kalten Weinkeller waren schon eher seine Heimat und in den Wirtshäusern war er als verschwenderisch-spendabler Unterhalter, lustig-angesoffener Sänger und Musikant immer gern gesehen. Auf einem Südmährischen Landsmannschaftstreffen, zu dem mich mein Vater Jahrzehnte später mitnahm, war der Huber Josef immer noch in aller Munde ob seiner Lustigkeit und wunderschönen Stimme. Aber damals: Wie oft wurde meine Mutter als kleines Mädchen ihm nachgeschickt ins Wirtshaus, um ihn heimzuholen, und wie schlimm und peinlich für sie das immer war. Die Aussteuer, die sich damals alle Mädchen bis zu ihrer Verheiratung mühsamfleißig und hoffnungsfroh zusammennähten, zusammenstickten, war auch meiner Mutter ganzer Stolz und einziges Besitztum. Mit sechzehn Jahren war ihr »Heiratsgut« schon weit gediehen. Dass ihr der Vater ihre einzige Habe, ihr einziges Glück entwand, die Aussteuer irgendwo für wenig Geld versetzte, um sich damit einen irrsinnigen Rausch anzusaufen, hat sie ihm nie verziehen. Im Stillen weitergeliebt hat sie ihn ganz bestimmt, sonst hätte sie mir nicht seinen Namen gegeben. Ich kam, als er ging, im selben Jahr 1954, exakt neun Monate nach seinem Tod.

Mit vier Kindern und einem Bauernhof ohne Bauern war meiner Großmutter das Leben wie ein Mühlstein um den Hals. Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, ihr einziger Sohn aus dem Krieg nicht mehr zurückkam, er war in Russland vermisst und die ganze Familie wartete noch schrecklich lange Jahre heimlich auf ihn, ließ sich meine Großmutter scheiden, eine kühne und damals extrem seltene und ungewöhnliche Entscheidung.



*Mein Großvater Josef Huber mit Familie und Pferden*

Mein Großvater, einst stolzer, mit mächtigem, kaiserlich gezwirbeltem Bart einerschreitender K.u.K-Bürger, wurde nach dem Auseinanderfallen dieser lange so prächtigen und halbwegs gütigen Habsburgeridylle von den Tschechen nach Österreich abgeschoben, von den Österreichern nach Deutschland, von den Deutschen zurück nach Österreich. Jetzt war er nichts mehr. Seine letzten Lebensjahre war er mehr oder weniger heimatlos, einsam, schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch und trank sich an seinem fünfundsechzigsten Geburtstag einen solch schönen Rausch an, dass er auf dem Heimweg in eisiger Nacht auf einer Holzbank zu sitzen kam, einschlief und erfror. Ein sanfter, schmerzfreier Tod, sagten die Ärzte, man habe ihn auf dem Heimweg noch singen hören.

Im österreichischen St. Johann im Pongau legte man ihn in ein Armengrab, das sich wie durch ein Wunder bis heute erhalten hat. Erhalten hat sich auch seine ganz außergewöhnliche Sing- und Musizierlust in unserer mittlerweile riesigen Familie. Wir haben ihm viel zu verdanken, dem Josef Huber, und wer ihm in St. Johann am Grab ein Lied singt, dem häng ich einen Wurstkranz um den Hals.

*Genauer gesagt  
weiß ich nichts von mir.  
Was da in mir röhrt,  
vielleicht ein einsamer Hirsch?  
Was da in mir brüllt,  
vielleicht ein sagenhafter Wasserfall?  
Was da in mir singt, vielleicht mein Großvater?  
Was da in mir denkt, bin kaum ich.  
Viel eher schon ein Anderer,  
der von sich und mir nichts weiß.*



*Mein Großvater Josef Huber*

DUIN

211/1918

**Rodný a křestní list. - Geburts- und Taufschein.**

Diözese  
Dekanat  
Fara  
Pfarre

Ze zápisu matky narozených a pokřtěných To n. pag. 11 se tímto úředně dokazuje, že léta Páně  
Aus dem diespärtlichen Geburts- und Taufregister Tom pag. 22 wird hiemit amtlich beszeugt,

narozen a dne (geboren am) 13. December (1917) dne (am) 10 December  
stého (Hundert) 13. (1917) od (von) franz. Jhan Malaska zde v (hier in de) uk  
narozen a dne (geboren am) 13. December od (von) franz. Jhan Malaska de římsko-katolického obřadu po (nach römisch-katholischem Ritus)

Náboženství Religion	Mamčelský, ne- mamčelský syn nebo dcera Ehrlieh, anehrlieh Sohn oder Tochter	Otec: jeho křestní a rodinné jméno, stav a bydliště, pokl. jeho otce, kmotrů a rodinné jméno, stav a bydliště, a jeho matky jméno a příjmení. Vater: Tauf- und Familien-Namen, Stand, Wohnort und Religion, desse Vaters Tauf- und Familien-Namen, Stand und Wohnort, und der Mutter Tauf- und Familien-Namen	Matka: jeli živá nebo mrtvá, jméno, pokř. jméno a její křestní a rodinné jméno, stav a bydliště a její matky jméno a příjmení. Mutter: Taufnamen, obřadní jméno (náměť jako Witwe), dass desse Vaters Tauf- und Familien-Namen, Stand und Wohnort, und dass Mutter Tauf- und Familien-Namen	Kmotrů jméno, stav a bydliště Der Paten Name und Stand
uk. křst.	chc de Točka	Huber Josef, <i>Brundson</i> in <i>uk. p. j.</i> , chc de Jhn des Jhan Huber, Halle köhnens in <i>uk. p. j.</i> and desse Ehegattin Maria, <i>elborenen</i> Leuz seb. 17/3 1890  Elhan am	Maria, chc de Točka des <i>uk. p. j.</i> Halle köhnens in <i>uk. p. j.</i> and desse Ehegattin aguel <i>elborenen</i> Brück  21. 7/5 1889  Sera kine n. k. <i>uk. p. j.</i>	Schwanke in d. Jmanojer chc de  Maria am desse <i>uk. p. j.</i>

*Deutsch-tschechischer Geburts- und Taufschein meiner Mutter Valerie Brustmann, geb. Huber, aus dem Jahr 1917*

Meine Mutter war die älteste Tochter des Josef Huber und der Maria Denk. Zwei jüngere Schwestern hatte sie und einen älteren Bruder, der Walter hieß und nicht mehr aus dem Krieg heimkam.

Kodau, 30. April 1945, sechs Jahre nach ihrer Heirat, da zerschlugen russische Soldaten die Eingangstür des Bauernhauses meiner Eltern und befahlen meiner Mutter kalt, am nächsten Tag den Bauernhof zu verlassen. Mit ihren drei kleinen Kindern und der alten Schwiegermutter (mein Vater war schon in Kriegsgefangenschaft) wurde sie anderntags in einen überfüllten Viehwaggon gepfercht, mitnehmen durfte man nur, was man mit eigenen Händen tragen konnte, die Kinder waren ein, zwei und vier Jahre alt.

Die schwere Rolltür des Viehwaggons schnappte zu, niemand wusste vom Ziel der Reise. Vor Sibirien hatte man die größte Angst. Als die Tür am nächsten Tag wieder aufgeschoben wurde, strahlte der Himmel blau, in den Bergen hing noch reichlich Schnee, man war in Teisendorf, in Oberbayern, auf-





Wohnfläche, kein Strom, kein fließend Wasser, Plumpsklo im Freien, das war im Winter schneevereis. Unter unserer Kammer im Parterre befanden sich der Brotbackofen und die Waschküche der Bäuerin; im Winter zogen die heißen Dämpfe von unten zu uns nach oben und legten sich als dünne Eisschicht an Innenwände und Fenster, Eisblumen waren noch nicht ausgestorben. Das Einvernehmen aber mit den Bauersleuten war gut und man musste nicht hungern, musste nicht frieren.



*Mohnmühle aus dem Fluchtgepäck Südmährens*

*in den räumen meiner träume  
will ich wachen  
wachschlafen und wachträumen  
will ich mich  
mit den eisblumen  
in der frühmesse  
des wintertages*



*Mein Geburtshaus, das Austragshäusel des Feldl-Bauern in  
Unterwiesen/Oberteisendorf in Oberbayern/Deutschland*

*als achtens von neun kindern bin ich geboren  
in schuld scham armut und schönheit  
nur darum weiß ich so viel davon*

Nach zehn Jahren ärmlichsten Hausens erhielten meine Eltern eine staatliche Flüchtlingsentschädigung, Lastenausgleich genannt, und erstanden ein Reihenhäus in Waldram, einem Ortsteil von Wolfratshausen, südlich von München. Die damit verbundenen Schulden machten meinen Vater für alle Zeit zu einem zähen, eisernen Sparer. Waldram hieß kurz vorher noch Föhrenwald und war nach dem Zweiten Weltkrieg größtes europäisches Auffanglager für Juden gewesen, die den Holocaust überlebt hatten.

Da, wo meine Mutter später in Waldram jahrzehntelang an ihrem Küchentisch bei der Arbeit gestanden hatte, da war eines Tages eine »Duin« im Stragula, eine Delle im Linoleum. Und als meine Mutter dann gestorben und so für immer weg war, war da nur noch diese Duin im Boden, diese kleine Spur ihres fast nur aus Arbeit bestehenden Lebensverflugs. Meine Mutter war eine einfache, fleißige Frau. Durchaus intelligent war sie, aber bei dem fest umrissenen Wirkungsbereich ihres Lebens floss dieses Gescheitsein immer nur in tägliche Haushaltsaufgaben und lebenskluge Kindererziehung, aber was heißt da schon »nur«.

Meine Mutter hat unablässig gearbeitet. Und die Arbeit ging ihr nie aus. Als sie mit vierzehn Jahren auf dem Bauernhof ihres Onkels als Dienstmagd »einstand«, war das wohl eine harte Zeit. Zum ersten Mal weit weg von den Eltern und Geschwistern. Und dann die durchaus harte, schwere, oft überschwere Arbeit auf dem Hof, auf den Äckern. Und wie sie einmal als junges Mädchen regendurchnässt beim Pflügen in einer tiefen Ackerfurche zu Fall kam mit zerrissener Schürze und in dieser Ackerfurche erschöpft liegen blieb und bitterlich weinte, das wusste sie auch später immer und hat es oft erzählt. Zehn Kinder hatte meine Mutter, zwei kleine Kinder starben ihr schon nach wenigen Tagen weg, das letzte Kind, das Zehnte, konnte sie nicht bis zum Ende austragen. Die anderen sieben hat sie sorgen- und liebevoll großgefüttert. Man kann sagen, dass sie für ihre Kinder ihr Leben gegeben hat. Das klingt in der Rückschau übergroß, war aber für sie selbstverständlich und nichts Besonderes, auch weil viele andere Mütter es damals nicht anders machten, und wenn die Stare in unserem Garten unermüdlich und pausenlos im Vogelhaus ein- und aussausen, um ihre Jungvögel zu füttern, denke ich immer an sie. Die Kinder, die häusliche Arbeit und der Garten waren ihr ganzes Leben. Meine Mutter hatte keine Hobbys, keine »Suchten«, wie sie solch sündhaften Zeitvertreib genannt hätte, schon das Wort »Hobby« wäre ihr nicht über die Lippen gegangen. Meine Mutter sang sehr gerne und sehr schön. Natürlich sang sie nur bei der Arbeit, nur keine Zeit vertun.

Als sie nichts mehr arbeiten konnte, war das nicht leicht für sie, trug sie schwer daran. »Wie hab ich gern gearbeitet, so gern gearbeitet, immer so gern gearbeitet«, war eine ihrer wenigen Klagen, die aber durchaus freudiges Sichzurückerrinnern an die eigene Kraft und Ausdauer, Geschicklichkeit und hauswirtschaftliche Meisterschaft mit einschlossen. Zum Geburtstag buk sie mir meinen Lieblingskuchen, einen Kakaokuchen, der dunkel und fein duftend in dem noch aus der

alten Heimat stammenden »Bratscherben« lag. An Weihnachten strickte sie mir Socken oder Handschuhe, ich habe immer noch welche, sie werden mir bis zu meinem Lebensende nicht ausgehen. Vor allem die gestrickten Handschuhe waren von spezieller Qualität, da sie diese mit Überresten ihrer alten, lachsfarbenen Unterwäsche zu füttern pflegte. Nur nix verkommen lassen, nur nix wegschmeißen, »nur net urassen«, was so viel wie verschwenden hieß und sich wohl vom lateinischen »urgere« ableitete. Als sie sich, schon bettlägerig, in ihren letzten Lebenstagen mit weit umherschweifenden Gedanken zum Sterben anschickte, sagte sie zu mir: »Jetzt lieg ich da so nutzlos herum, dabei wollt ich dir doch noch unbedingt einen Kakaokuchen stricken.«

»Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder«, schrieb Ingeborg Bachmann in einem ihrer letzten Sehnsuchtsgedichte. Aus Böhmen kam auch meine Mutter, wie für Böhmen, so reichte es auch für sie nicht bis ans Meer, ohnehin konnte sie nicht schwimmen. Nie war sie im Urlaub, nie in Italien, nie saß sie in einem Flugzeug. Es fiel ihr nicht schwer, und der schöne Gemüse- und Blumengarten hätte eine längere Abwesenheit auch gar nicht zugelassen. Einziges »Ausspannen« von der Arbeit waren der tägliche Kirchgang und die alljährliche Pilgerfahrt nach Altötting. Meine Mutter war immer zufrieden mit ihrem Leben, sicher ab und an auch glücklich, natürlich auch unglücklich, selbstverständlich. Die Liebe zu ihren Kindern versuchte sie möglichst gerecht und gleichmäßig zu verteilen.

Meinen Vater hatte sie kennengelernt, als sie mit sechzehn Jahren das erste Mal zum Kirchweihntanz gehen durfte: ahh – die böhmische Musik. Allen Männern, die meine Mutter zum Tanz aufforderten, hatte sie vor lauter Scheu und Jungsein einen Korb gegeben. Zum Schluss Damenwahl. Allen Mut nahm sie da zusammen. Sie wählte meinen Vater, den »Kürschnerloisl«, wie dieser nach seinem Hofnamen genannt wurde. Sie waren beide fesch, tanzten schön miteinander, mein Vater brachte sie nach Hause, das Zuhause lag lediglich auf der dem Wirtshaus gegenüberliegenden Straßenseite. Natürlich keine Spur von Kuss oder Zärtlichkeit oder Zutraulichkeit am Hoftor, um Gottes willen. Und doch, schon am nächsten Tage hieß es: »Loisl, wen hast du denn da gestern hoamgweist (heimgebracht)? Aha, die Waltschi«, wie man meine Mutter beim Namen rief, der eigentlich Valerie bedeuten sollte. Dabei blieb es. Den ersten Mann, den sie anfasste in ihrem Leben, hat sie geheiratet. Später neun Kinder, sechsundzwanzig Enkelkinder, siebzehn Urenkelkinder. Was für eine Lebensernte. Mein Vater allerdings blieb für immer ein Einzelkind.

Nur einmal stand meine Mutter in der Zeitung. Es war die Sterbeannonce. Es wäre ihr sicher unangenehm und nicht recht gewesen. Dass meine Mutter mir den Namen ihres Vaters gegeben hatte und ich meiner Tochter später den meiner Mutter, war so blindnah, dass mir diese enge Verknüpfung erst sehr spät aufdämmerte.

## LAVOIR

Waldram, Gründonnerstag, 1967. Der Pfarrer hatte meinen Vater auserwählt für die kirchliche Fußwaschung. Natürlich wusch sich mein Vater die Füße vorher schon zu Hause im »Lavor«, einer kleinen, runden, vernickelten Waschkübel, die ihren Namen dem mährisch-österreichischen Dialekt meiner Eltern verdankte, in den sich schnell auch Italienisches und noch mehr Französisches einmischen konnte. In dieses Lavoir schüttete meine Mutter heiße Seifenlauge, in der mein Vater sich die Füße wusch, sich anschließend die aufgeweichten Hornhäute herunterraspelte, seine Hühneraugen traktierte, sich die Zehennägel mit immer zu stumpfer Schere schnitt. Alle Vorbereitungen des Vaters waren für uns Kinder in diesem Lavoir versammelt, aus dem sich Ehrfürchtiges, Feierliches hob, Erwartungsvolles, etwas, das meinen Vater die Füße sorgsamer als sonst waschen ließ. Er war ausgewählt und er war sich dieser Ehre bewusst. Er war einer von zwölf, die Zahl stand für die zwölf Apostel des letzten Abendmahles, einer der zwölf auserwählten Bürger des Ortes, dem der Pfarrer im letzten Gottesdienst vor der Osternacht vor allen anderen dörflichen Kirchgängern die Füße waschen sollte, wie es Jesus damals an diesem Abend, der Überlieferung nach, mit seinen Jüngern tat.

Ein gewisser Stolz war meinem auserwählten Vater anzumerken, der aber seine Gottesdemut nicht kleiner machte und das Heilige nur noch heiliger. Dieses Simulacrum erhellte uns die Wohnküche, in der unser Vater sich die Füße so feierlich und gewissenhaft wusch, und nahm im Grunde die Fußwaschung in der Kirche, diese heilige Handlung, schon vorweg. Die Kirche ereignete sich gerade in unserer Küche und wir Kinder waren leiser als sonst und braver, ein wenig verwundert und mitverzaubert, vielleicht auch, weil sich während dieser konzentrierten Waschtätigkeit alles Immerstrenge von unserem Vater löste und wir Kinder vor ihm sicher schienen.

In meinem Vater wohnte ein tiefer, frommer Kinderglaube, der sich aber erwachsen ernst nahm, sich nie anzweifelte, nie überprüft wurde, sich nie in Frage stellte. Dass er den Krieg überlebt hatte, war für ihn zweifelsfrei eine Vorsehung Gottes gewesen. Während einer seiner letzten Lebensnächte, in der ich neben ihm wachte, betete er unablässig uralte Kirchengebete, die ihn aus seiner Kinderzeit aufsuchten, bezeichnete mich als Himmelsengel (du Liebreiche, du Segensreiche, du Himmlische), wobei er mich im Delirium vermutlich mit der Gottesmutter Maria, oder noch wahrscheinlicher, mit meiner ältesten Schwester Erna verwechselte, die ihm am allernächsten von seinen sieben Kindern war.

Von der Fußwaschung in der Kirche, der ich als Ministrant beiwohnte, sind mir nur noch wenige Erinnerungen geblieben, mag sein, weil die Fußwaschung,



*Küchenherd meiner Mutter Valerie Brustmann in Waldram*

die Eigentliche, sich schon in unserer Küche ereignet hatte. Mein Vater als Wäscher und Gewaschener in einer Person.

Was ich aber noch weiß: Zwar kniete der Pfarrer in der Kirche vor meinem Vater, vergrößerte aber gerade durch diese Demutsgeste jesusgleich seinen ohnehin riesigen Autoritätsvorsprung, sodass mein Vater wohl über dem Hochwürden gebeugt saß, letztlich aber doch wieder weit unter diesen zu geraten schien.

Und doch: Mein Vater, der im Krieg wirklich alles verloren hatte, er, der so lange ein gedemütigter, geduckter, weltverlorener Flüchtling gewesen war, er zählte wieder, er war wieder wer, war gesehen, war ausgewählt, auserwählt. Sein »Geistlicher«, der Herr Hochwürden, wusch ihm die Füße.



*»Lavoir«, aus Südmähren nach  
Oberbayern mitgebracht*

*Der Schrei einer Krähe.  
Wenn man diese Vögel mag,  
wird einem ihr Krächzen  
zu einer schönen Krachmusik,  
ähnlich klingend wie die Holzratschen,  
mit welchen wir Kinder am Gründonnerstag  
schnarrend durch die Gassen zogen,  
frohgemut und auch ernstlich –  
ich weiß heute nicht mehr wozu.  
Ach, jetzt fällt es mir wieder ein:  
weil die Kirchenglocken nicht läuteten,  
sie waren ja angeblich nach Rom ausgeflogen.*